

Ministerreden.

Aus parlamentarischen Kreisen wird uns geschrieben: Kein Arbeitsgebiet hat im Reichslande oder seinem vorläufigen Organ, der Nationalversammlung, weniger Anlaß zu Streit und Aufregungen gegeben als das sozialpolitische, sei es innerhalb der Parteien untereinander, sei es zwischen Regierung und Opposition. Der erste Arbeitsminister, den wir nach der Neuordnung der höchsten Reichsämter bekamen, Robert Schmidt, verstand es vortrefflich, die Aufgaben seiner Verwaltung in maßvollem Geiste zu lösen und ebenso durch das Wort wie durch die Tat der niedergeborenen Industrie wieder zu einiger Ordnung und Arbeitsmüdigkeit zu verhelfen. So scharfe Gegensätze zwischen ihm und den Arbeitgebern auch naturgemäß in vielen volkswirtschaftlichen und politischen Fragen bestanden, sie wurden stets in achtsamsten Formen ausgetragen und führten kaum den Gang der praktischen Arbeit, soweit nicht andere Einflüsse von außen her unliebsam dazwischen trafen. Der gleichen Unparteilichkeit deschlief sich der gegenwärtige Arbeitsminister, Herr Schlichte. Auch er ein ruhiger, in zahllosen gewerkschaftlichen Kämpfen geübter Mann, der sich durch seine Herkunft aus dem Lager der Arbeitnehmer nicht etwa so weit in seinem Denken und Handeln bestimmen läßt, daß er seine früheren Klassenangehörigen immer und überall im Recht, deren Gegner stets im Unrecht läßt; daß er bei den notwendigen rechnerischen Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit einen Ton anschlägt, der sich für den Inhaber einer hohen Staatsstellung nicht gehört; daß er nicht auch die Fähigkeit zur Neutralität bewahrt, wo Streitfälle zwischen Arbeitgebern und Lohnempfängern zu schlichten sind. Sozialdemokrat vom reinsten Wasser weiß er doch, so oft ein Konflikt zu schlichten ist, sich einigermaßen über den Parteien zu halten und Mittelwege zu finden, die, indem sie auch in scheinbar verweilten Fällen eine Verständigung ermöglichen, dem Ganzen zugute kommen. Es wäre auch schlimm, wenn es anders wäre.

In Preußen aber ist es anders. Hier haben wir in Herrn Braun einen Landwirtschaftsminister, der jedesmal, wenn er in der Landesversammlung hervortritt, von gewitterartig sich entladenden Stürmen umbraut wird. Er glaubt von sich, den Drachen des Landwirtschafts in diesem Herbst getötet zu haben. Als sein Verdienst nimmt er es in Anspruch, daß auch auf dem Lande überall Tarifverträge zum Abschluß kommen, auf Grund deren die Arbeiter bei der Stange bleiben, so daß die Ernte überall, von kleinen, für die Allgemeinheit belanglosen Ausnahmen abgesehen, gerade noch zur rechten Zeit unter Dach und Fach gebracht werden konnte. Den Widerstand, der sich hier und da, namentlich in einem Teile von Pommern, gegen die Tarifverträge erhob, will er durch sein entschiedenes Auftreten gebrochen und dadurch dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet haben. Aber obwohl diese Arbeit nun, für diesmal wenigstens, getan ist, zeigt Herr Braun sich auch jetzt noch von einer so ausgeprägten Kampfstimmung gegen die Großgrundbesitzer befeuert, daß er ihnen in der letzten Sitzung der Landesversammlung mit den schärfsten Worten entgegentrat. Ihm genüge es, wenn er das Vertrauen der Bauern und der Landarbeiter genieße, er würde keine Stunde länger im Amte bleiben, wenn er sich etwa auch das Vertrauen der Rechtsbesitzer erwirbt. Nicht wahr, er würde keine Stunde länger im Amte bleiben, wenn er sich etwa auch das Vertrauen der Rechtsbesitzer erwirbt. Nicht wahr, er würde keine Stunde länger im Amte bleiben, wenn er sich etwa auch das Vertrauen der Rechtsbesitzer erwirbt.

Einverstanden, ohne Zweifel. Aber gibt es Eigenmächtigkeit und Streitsucht wirklich nur auf einer Seite? Sollten die überredlichen Hecker, die den Amtsgenossen des Herrn Braun in den Großstädten, in den Industriegebieten so unendlich viel zu schaffen machen, wirklich auf dem Lande sich mühsenstill verhalten haben, so daß alle Schuld an den Arbeitsstörungen dieses Sommers einzig und allein auf der Seite der Gutsbesitzer zu suchen ist?

Wenn Herr v. d. Osten, ein wahrer „Parasit“, dem Minister entgegentritt, so wird das auf ihn vermutlich nur geringen oder gar keinen Eindruck gemacht haben. Wenn aber ein demokratischer Bauer, wie der Abgeordnete Westermann, in die gleiche „agrarische“ Herbe hant, wenn auch er feststellt, daß die landwirtschaftlichen Preise längst nicht mehr den Produktionskosten entsprechen, daß die Landwirtschaft die Zustände in Berlin nicht versteht, wo Tausende kräftiger junger Leute hohe Unterhaltungen erhalten, obwohl sie nicht arbeiten wollen, daß erst einmal für den Arbeitswage der großstädtischen Arbeiter gelorgt werden müßte, ehe man einen Arbeitswage für die Landwirte einführen dürfe — dann sollte wohl auch Herr Braun etwas in sich geben und sich fragen, ob er nicht weit, viel zu weit über das Ziel hinauschießt mit seiner eifrigen Verwahrung gegen das Vertrauen der Besitzer, mit seiner Parteilichkeit für die Landarbeiter oder sogar nur für einen Teil der Landarbeiter, nämlich für den sozialdemokratisch organisierten oder organisierten Teil. So kommen wir jedenfalls nicht vorwärts mit der Selbsternährung des deutschen Volkes, denn wer Unfrieden sät, wird auch auf dem Lande keinen Segen ernten.

Die Schluserklärungen des Grafen Bernstorff.

Aus dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß. Drei Tage hintereinander wurde unserer frühere Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, vernommen. In den ersten beiden Tagen wurde durch seine Befragung der Eindruck bekräftigt, daß Wilson aufrichtige Friedensabsichten hatte und sich für den Frieden betätigte. Allein bald war die eine, bald die andere Kriegspartei für den Frieden noch nicht reif. Aber die Verhandlungen am dritten Tage liegten uns der folgende Bericht vor:

Unter formem Andrang von Abgeordneten aller Parteien nimmt die Vernehmung des Grafen Bernstorff ihren Fortgang. Vorsitzender Warmuth erbittet von dem Zeugen nochmals eine Bestätigung dafür, daß, solange die Friedensvermittlungssaktion mit Wilson schwebte, niemals davon die Rede gewesen ist, daß Deutschlands Integrität durch den Friedensvertrag irgendwie angetastet werden sollte. Nach dieser Bestätigung durch Bernstorff wendet der Vorsitzende an den Widerspruch hin, der in der Anerkennung eines Staates Polen mit Ausgange zum Meer durch Wilson in seiner Senatsbotschaft vom 22. Januar und dieser Anerkenntnis deutschen Gebiets liegt. Graf Bernstorff: Das Wilson die Wiederherstellung Polens wollte, bezweifle ich keinesfalls. Aber ob diese Wiederherstellung so weit gehen sollte, daß Preußen bzw. Deutschland Gebiete abtreten sollte, würde nach meiner Ansicht erst aus den Verhandlungen hervorgehen. Er. Zeuge. Habe immer den Wunsch vertreten, daß Wilson die Friedensvermittlung übernehme, damit der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg verhindert würde. Ich war immer der Ansicht, daß der U-Boot-Krieg automatisch den Abbruch der deutsch-amerikanischen Beziehungen herbeiführen würde, deren automatische Folge wiederum der Krieg Amerikas mit Deutschland sein müßte. Der Eintritt Amerikas in den Krieg müßte meiner Ansicht nach unbedingt zum Siege der Entente führen. Infolgedessen blieb nichts übrig, als eine Vermittlung Wilsons anzunehmen.

Ohne die Hilfe Amerikas konnte die Entente uns überhaupt nicht besiegen.

Wäre es uns gelungen, den Krieg mit Amerika zu verhindern, so wäre unter allen Umständen mindestens ein Verhandlungsfriede zustande gekommen. Der Zeuge wiederholt auf Befragung nochmals, daß ihm gegenüber bei allen Verhandlungen niemals eine Gebietsabtretung zugemutet worden ist.

Die deutschen Friedensbedingungen. Referent Dr. Singheim verliest das Telegramm des Reichskanzlers Bethmann Hollweg an Bernstorff mit den vertraulich an die amerikanische Regierung zu übermittelnden damaligen deutschen Friedensbedingungen. Sie lauten: Rückeroberung des von Frankreich besetzten Teiles von Oberitalien.

Erwinnung einer Deutschland und Polen gegen Rußland strategisch und wirtschaftlich sicheren Grenze. Koloniale Restitution in Form einer Verabreichung, die Deutschland einen seiner Bevölkerungszahl und der Bedeutung seiner wirtschaftlichen Interessen entsprechenden Kolonialbesitz sichert.

Rückgabe der von Deutschland besetzten französischen Gebiete unter Vorbehalt strategischer und wirtschaftlicher Grenzveränderungen, sowie finanzieller Kompensationen. Wiederherstellung Belgiens unter bestimmten Garantien für die Sicherheit Deutschlands, welche durch Verhandlungen mit der belgischen Regierung festzustellen wären.

Sammelmappe für bemerkenswerte Tages- und Zeitereignisse.

- * Nach Mitteilungen der Reichszentralstelle für Kriegs- und Zivilökonomie sind zwischen dem 18. und 21. Oktober 10 000 Gefangene aus England zurückgeführt.
- * Der Ausschuß der Nationalversammlung nahm das Gesetz über das Reichsanstalt in zweiter Lesung mit 17 gegen 4 Stimmen an.
- * Die laufenden Kosten für das neue deutsche Meer (200 000 Mann) betragen 1 Milliarde und 100 Millionen Mark gegen 900 Millionen (für 800 000 Mann) vor dem Kriege.
- * Als Nachfolger des Reichsgerichtspräsidenten Freiherrn v. Sedendorf ist der frühere Staatssekretär des Reichsjustizamtes Dr. Paul v. Krawinkel in Aussicht genommen.
- * Der parlamentarische Untersuchungsausschuß über die Friedensmöglichkeiten im Kriege hat sich bis zum 31. Oktober vertagt.
- * Der französische General Gournerie wird mit noch acht seiner Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt, weil er während im Jahre 1914 dem Deutschen übergeben hat.
- * Von österreichischer Seite wird der Vorlauf des Dreibundvertrages veröffentlicht. Daraus geht hervor, daß Italien bereits 1898 erklärt habe, es würde sich an keinem Kriege beteiligen, den England und Frankreich gegen den Dreibund führen würden.

Wirtschaftlicher und finanzieller Ausgleich auf der Grundlage des Austausches der Arbeitskräfte erörtern und im Friedensschluß zu realisierenden Gebiete.

Schadloshaltung der durch den Krieg geschädigten deutschen Unternehmungen und Privatpersonen. Verzicht auf alle wirtschaftlichen Abmachungen und Maßnahmen, welche ein Hindernis für den normalen Handel und Verkehr nach Friedensschluß bilden würden, unter Ausschluß entsprechender Handelsverträge.

Sicherstellung der Freiheit der Meere. Die Friedensbedingungen der Verbündeten Deutschlands bewegen sich in ähnlichen Grenzen. Weiter wird in dem Telegramm erklärt, daß Deutschland bereit sei, in die in der Senatsbotschaft erwähnte internationale Konferenz einzutreten. Ferner wird betont, wenn das Angebot Wilsons nur wenige Tage vorher erfolgt wäre, so hätten wir den Beginn des neuen U-Boot-Krieges vermeiden können; jetzt sei es nicht aus technischen Gründen leider zu spät. Es seien militärische Vorbereitungen getroffen, die nicht mehr rückgängig zu machen seien, bereits U-Boote mit neuen Instruktionen ausgelassen.

Dr. Warmuth kommt dann zurück auf die gestern bereits verhandelten Übernahmen Wilsons im Senat, die nach dem englischen Original überholt werden sollten. Es wird festgestellt, daß Wilson tatsächlich entsprechend den gestrigen Aussagen die Anträge geäußert habe, daß Amerika wahrscheinlich sowieso in den Krieg hineingekommen wäre.

Unterredung mit Ludendorff.

Der Zeuge sagt auf eine Frage des Abgeordneten Dr. Schäfers aus: General Ludendorff empfing mich mit den Worten: „Sie wollten in Amerika den Frieden machen, Sie dachten wohl, wir wären zu Ende.“ Darauf habe ich erwidert: „Nein, ich glaube nicht, daß wir schon zu Ende sind. Aber ich wollte den Frieden machen, bevor wir zu Ende sein würden.“ Darauf hat mir General Ludendorff geantwortet: „Ja, aber wir wollen nicht (Bewegung).“ Wir werden jetzt durch den U-Boot-Krieg die Sache in drei Monaten beenden.“ (Bewegung.)

Ludendorff sagte weiter, er hätte bestimmte Nachrichten, daß England den Krieg unter seinen Umständen länger als drei Monate aushalten könne. Auf die Bemerkung Bernstorffs, Amerika könne etwa in einem Jahr mit ernsthaften Streitkräften in Europa auftreten, antwortete General Ludendorff: „Ein Jahr brauchen wir nicht, wir werden mit dem unbeschränkten U-Boot-Krieg vorher fertig werden.“ (Erneute Bewegung.)

Damit schloß die Vernehmung des Grafen Bernstorff ab. Die nächste Sitzung wird am 31. Oktober wahrscheinlich in Plenarsitzungssaal des Reichstages stattfinden. Es wird an diesem Tage der frühere Reichskanzler v. Bethmann Hollweg vernommen werden.

Der Botschafter a. D. Graf Bernstorff wird im eventuellen Gegenüberstellung ebenfalls an dieser Tagung teilnehmen.

In der Nationalversammlung, deren Tagung sich fast unmittelbar an die Verhandlungen des Untersuchungsausschusses anschloß, ättert das

Zu Zweien einsam.

Roman von H. Courths-Mahler. (Nachdruck verboten.)

Gernode war unter den Hammer gekommen. Trotz verwehelter Aufregung hatte es der letzte Besitzer, Fritz von Gernode, nicht halten können. Mit Hypotheken überlastet war es aus den Händen seines Vaters in die seinen gekommen. Er hatte gearbeitet und reichlich mit Aufzucht aller Kräfte, und da er ein tüchtiger, umsichtiger Landwirt war, hatte er sich auch bisher gehalten. Da war aber im Frühjahr das Hochwasser gekommen. Die schadhafte Dämme, die aus Mangel an Kapital nicht hatten erneuert werden können, verlagten, und das Wasser riß sie nieder. Der ganze Wielengrund wurde brach gelegt auf lange Zeit, die besten Felder verwehete, und selbst die jungen Rindviehweiden entgingen der Vernichtung nicht. Da war es an Ende mit dem Widerstand gegen den Ruin. Gernode wurde verheiratet, und da niemand darauf hieten wollte, bekam es der Hauptgläubiger zugeprochen. Fritz von Gernode stand in dem großen, einfachen Wohnzimmer vor dem Bilde seiner verstorbenen Gattin, die bis vor Jahresfrist treulich alle Sorgen mit ihm getragen hatte. Er nahm es von der Wand herab. Unter einer persönlichen Aufschrift und der für seinen Sohn Hoff war es das einzige, was er mit hinausnehmen durfte in ein unbekanntes Leben. Ein Sohn, der mitten im Zimmer am Tische saß und den Kopf in den Händen vergraben hatte, richtete sich um, als er das Geräusch hörte, mit dem der Nagel, der das Bild gehalten hatte, herabfiel. „Was tust du, Vater?“ fragte er mit heiserer, bewegter Stimme. „Mutter's Bild nahm ich herunter.“ Er trat zu dem jungen Mann, der mit besseren Augen vor sich hinhorchte. „Wohin — frage es wie ein Mann. Wir können wenigstens beide mit dem Bewußtsein vollkommener Pflicht

aus dem Haus unserer Väter scheiden. Du hast mit deinen jungen harten Armen noch immer gegen das Schicksal gekämpft, als ich schon müde wurde; du hast deine Jugend in rastloser Arbeit und Pflichterfüllung verbracht, und wenn Gernode zu halten gewesen wäre — wir beide hätten es geschafft. Gegen höhere Gewalten kann der Mensch nicht ankämpfen. Schicksal dich ins Unvermeidliche.“ Hoff stand auf und legte seine Hand in die des Vaters. „Ich werde darüber hinwegkommen, sei unbesorgt — wenn nur erst die Trennung von Gernode überstanden wäre. Man hängt mit seinem Herzblut daran. Dabe ich erst einen andern Wirkungsbereich, dann wird mir wohl werden.“ „So ist es recht und gut, mein Junge. Und nun komm. Die Jähne zusammen und die Augen gradaus. Hand in Hand wollen wir hinausgehen durch diese Tür.“ Sie schritten nebeneinander aus dem Zimmer. Draußen im Raus standen Leute herum, die alle noch ein Anliegen hatten. Sie wichen lümmel zur Seite, um den beiden Männern Platz zu machen. Mit ehrerbietigem Gruß zogen sie den Hut. Man mußte, daß diese beiden Männer die größte Hochachtung verdienten, trotz ihres Unfalls. Als Vater und Sohn auf den Gutshof hinausstraten, sah gerade ein offener Landauer durch das Tor ein. Darin saß ein bläulich ansehender Herr mit grauweißem Haar und Bart, und neben ihm ein etwa zwölfsähriges Mädchen mit frischem, lustigem Gesicht. Fritz Gernode trat an den Wagen heran, als er hielt, und reichte dem Herrn die Hand. Der ergriff sie herzlich und schüttelte dann auch dem jungen Mann zur Begrüßung die Rechte. „Da sehe, du bist auf dem Wege zu mir, Fritz.“ „Da triff, Heinrich — nicht zu dir sollte mein Weg mich führen, Hoff und ich, wir wollen zum Bahnhofs nach Ansburg, um uns nach Berlin zu begeben. Wir wollen von dort aus versuchen, irgendeinen Wirkungsbereich zu finden.“ „So — und an deinen alten Freund Schönburg dachtest du dabei gar nicht?“

„Du kannst mir doch nicht helfen, Heinrich.“ „Doch — ich kann und will, wenn ich auch ein fruchtbarer Mann bin. So viel Kraft habe ich wohl noch um meinem alten Freund im Unglück zur Seite zu stehen. Steig ein, Fritz, und Sie auch, lieber Hoff, das weitere findet sich.“ Fritz Gernode schüttelte herzlich die Hand des Freundes. „Du meinst es gut, Heinrich, aber es hat keinen Zweck. Arbeit für meinen Sohn und mich hast du doch nicht — und die gerade brauchen wir.“ „Sollt du haben, mehr als dir vielleicht lieb ist, und Hoff auch. Aber das besprechen wir in Schönburg. Hoff steig nur ein, mein Alter.“ — So überleg doch nicht länger, ich gebe dir mein Wort, ich habe für euch beide einen Wirkungsbereich in Aussicht, der euch zufriedenstellen wird. Also vorwärts, bitte. So — Liselotte, gib mir die Decke über die Füße, es ist doch noch recht kühl.“ Die beiden Herren stiegen nun ein. Das junge Mädchen breitete sorglich die warme Decke über ihren Vater, wobei ihr Hoff behilflich war. Sie lächelte ihm freundlich zu und drückte warm und herzlich seine Hand zum Grusse. Ihre Augen sahen ihn dabei so trübend an, als wollte sie sagen: „Ich weiß, daß dir jetzt traurig zu Mute ist, aber es wird besser werden. Ich möchte dir deinen Kummer tragen helfen, weiß nur nicht, wie ich's anfangen soll.“ Hoff zwang sich zu einem Lächeln, dem bittenden Hände zusammen vor Freude über das Lächeln. — Schönburg lag etwa eine Stunde entfernt von Gernode. Es gehörte seit mehreren Jahrhunderten den Freiherren von Schönburg, die den angeerbten Besitz durch vernünftiges Wirtschaften und reiche Heiraten im alten Glanz und Reichtum erhalten hatten. Eine dieser Heiraten hatte auch das fast ebenso große und einträglichere Gutshaus an die Schönburgs gebracht, und seit dieser Zeit hießen sie Freiherren von Schönburg-Buchau. (Fortsetzung folgt.)

